

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 44.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(17. Fortsetzung.)

4. Schlimme Erinnerung.

Jene Tage, in deren Verlauf sich die Ereignisse dieser Geschichte abwickelten, waren für England, namentlich für London ganz außerordentliche. In den Gemüthern des Volkes hatte die Erbitterung gegen den König einen fast granitenen Grund gelegt, während der Königin, als sie an einem milden Vormittage der letzten Julitage auf Zureden und in Begleitung der Herzogin Hamilton nebst deren kleinen Richten nach altgewohnter Weise die Tour im Hydepark fuhr, ein Hurrah nach dem andern erschallte und eine ganze Prozession der elegantesten Equipagen sich als Ehrengeliebt ihrem Wagen angeschlossen. Die hohe Frau versuchte zwar dieser zahlreichen Begleitung heiter hohe Frau versuchte zwar dieser zahlreichen Begleitung heiter zuzulächeln, indes ihr vergämtes Gesicht strafte die erkünstelte Fröhlichkeit Lügen. Diese heiter scheinenden wollenden Königin konnte den sie beherrschenden Ausdruck der Trauer nicht verleugnen . . . alle sahen ihn und alle beklagten sie, man kannte das Schwere, was über sie hingegangen.

An demselben Tage gab es auch einen Aufzug hochhistorischen Glanzes, dem aber recht lüdenhafte Hurrah's dargebracht wurden. Des Königs Majestät trat einen Umzug durch die Länder seiner Krone: Irland, Schottland und Hannover an, der zwar viel Geld kostete und ihm keine Zuneigung brachte. Und doch erblühte ihm eine Freude. Im irischen Hafen Holshrad angekommen, erhielt er die Nachricht, daß seine so schwer gekränkte Gemahlin plötzlich heftig erkrankt sei. Diese Kunde stiftete in London viel böses Blut, sie regte das Volk auf, welches sofort ein an ihr begangenes Verbrechen vermutete. Am Abend des 30. Juli, eilf Tage nach der großen Demütigung, die sie am Eingang der Westminsterhalle vor den Augen des Volkes erlitten hatte, war sie den Bitten ihrer Freundin Anna Hamilton gefolgt und hatte das Drury-Lane Theater besucht, wo eines ihrer Lieblingsstücke zur Aufführung kam. In dem geräumigen Innern dieses Kunsttempels hatte man keine Belästigung von Dingen zu fürchten, und man konnte, was ja zur Hauptsache teatralischer Aufführungen gehört, auf eine von gediegenen Künstlern vorgeführte Darstellung mit Sicherheit rechnen. War doch

das spielende Personal stolz auf den ihm zuerkannten Titel: „Her Majestys servant's (Diener des Königs)“, weil mehrere seiner Mitglieder wirkliche königliche Diener waren.

Die Königin klagte im Verlaufe der Vorstellung, sie fühle sich von Aufsteigen des Blutes nach dem Kopfe belästigt und forderte ein Glas Limonade, welche sie im Nebenzimmer der Loge genoß . . . am andern Morgen war sie todkrank. Wie Flugfeuer flog die Kunde von ihrer Erkrankung von Mund zu Munde. Man drängte sich in die Halle ihres Palais, man wollte den Inhalt der ärztlichen Bulletins wissen und viele waren so fest überzeugt, sie sei vergiftet worden, daß die ärztlichen Aussprüche, welche ihre Krankheit als eine Folge heftiger Gemüthserschütterungen und einer dazugekommenen starken Erkältung bezeichneten, nicht geglaubt wurden. Denselben Unglauben fanden die Aerzte der Königin gegenüber, als sie ihr den Trost gaben, daß die Rückkehr ihrer Gesundheit bald zu erwarten sei. Ein zweifelndes Lächeln überflog das bleiche Gesicht der hohen Frau und sie antwortete mit Ueberzeugung: „Alle Täuschungen verlieren ihr Recht an mir . . . in wenigen Tagen ist mein letzter Schmerz überstanden . . . ich weiß es.“

Eine selbst durch die heftigsten, krampfähnlichen Leiden, von denen sie gefoltert wurde, nicht unterdrückt werden könnende geistige Fassung behielt das Uebergewicht bei ihr. Mit Ergebung vollzog sie ihren letzten Willen und verzicht in die Hand ihres Kaplans Rev. Wood allen ihren Feinden. Schwer angegriffen von dieser geistigen und körperlichen Anstrengung erlosch ihre Kraft in einer tiefen Ohnmacht, aus der sie wieder erwachend, Lady Hamilton, die Hände zum Gebet gefaltet, am Rande ihres Bettes knien sah.

„Meine Anna . . . deine Augen sind naß . . . weine nicht um eine bald Erlöste!“ flüsterte sie leise.

Am 7. August 1821 schied sie aus dem Leben.

Der Morgenhimmel des 14. August, an welchem die sterbliche Hülle der Hingeshiedenen England verlassen sollte, um ihrem letzten Willen gemäß nach Braunschweig in die Gruft ihrer Väter gebracht zu werden, zeigte sich von schweren dunklen Regenwolken überzogen, welche immer tiefer sinkend, mit einer

Entladung von bedeutenden Wasserströmen drohten. Es war acht Uhr, als der Leichenzug, welcher nach magistratlicher Bestimmung um die City herumgehen sollte, sich in Bewegung setzte. In ungeheurer Menge hatte sich die Bevölkerung trotz des schweren Regens versammelt. Jede Ungebühr im Reime zu ersticken, zog eine Schwadron Leibgardisten mit einem Magistrats-Herrn, Sir Baker, der Leichenprozession voran. Der Anblick dieses Militärs brachte jedoch das böse Blut beim Volke in Wallung, im Hydepark kam es zum Kampfe, die Leibgardisten machten von ihren Pistolen Gebrauch, trotzdem aber errangen sie keinen Vorteil. Zahlreiche Trupps Arbeiter warfen sich der verirrten Schaar entgegen und mancher tüchtige Reitersmann fiel hügellos unter die Hufe der Pferde.

Lange Reihen von Wagen aller Art zuhren zu jeder Seite des Zuges; aber es war nicht zu verhindern, daß die Gespanne dieser Fuhrwerke durch das Schießen und das wilde stürmische Geschrei der auf einander Einstürmenden ganz wirr wurden, kerzengerade aufbäumten, ausschlugen und wie von bösen Geistern getrieben, mitten hinein in den Trubel rasten.

„Halte den Zügel, Zecco . . . der Rappe ist durch das verdammte Geschrei in Angst geraten und beim Ausschlagen mit dem rechten Hinterfuß über den Strang getreten . . . ich muß ihn frei machen, sonst kommen wir nicht von der Stelle“, sagte Senor Martinez und ließ seiner Erklärung sofort die Ausföhrung seines Vorhabens folgen. Mit raschem Sprunge besand er sich neben seinem Pferde, beruhigte das aufgeregte Tier durch einige freundliche Worte und es gelang ihm, den Strang abzustreifen. Eben im Begriff, ihn wieder zu befestigen, jagte nahe an ihm ein Leibgardist vorbei, die Pistole in der Hand, von einem Trupp brüllender Arbeiter wütend verfolgt. Der Knall der Feuerwaffe ließ keinen Zweifel, daß er unter seine Verfolger geschossen hatte; der Rappe dadurch auf's Neue erschreckt, bäumte sich und schlug dann so kräftig aus, daß Martinez, hart an die Brust getroffen, zu Boden stürzte und ein Blutstrom seinem Munde entquoll. Zum Glück waren einige Leute in der Nähe, die das Pferd festhielten, wodurch es am Durchgehen verhindert wurde, denn Zecco, welcher von der Zügelführung nichts verstand, würde das so sehr in Angst versetzte Tier nicht haben zurückhalten können. Zum Glück kam der die auf so traurige Weise unterbrochene Leichenprozession föhrende Magistrats-Herr, Sir Baker, in Begleitung einer starken Schutzwache von Leibgardisten heran und seinen energischen Anordnungen gelang es, dem tobenden Gebahren des Volkes ein Ende zu machen. Auf seinen Befehl wurden die zwei diesem un erwarteten Kravalle zum Opfer Gefallenen unter Aufsicht eines Konstablers fortgeschafft, während Zecco den bewußtlosen Martinez in seine Kalesche heben ließ, um ihn ärztlicher Hilfe zu übergeben.

Der Leichenzug setzte seinen Weg fort und obwohl keine Tödtlichkeiten weiter vorkamen, so war doch von einer Vernühtigung der leicht zu Ausschreitungen geneigten Gemüter keine Rede. Der Londoner Magistrat hatte die Weisung ergehen lassen, daß der Leichenkondukt um die City gehen solle, indes das Volk wollte es anders und erzwang die Genehmigung seines Willens, indem es diejenigen Straßen, welche um die City föhren, in aller Eile verbarrikadete. Sir Baker mußte den Volkswillen respektiren, wollte er nicht einen noch viel schlimmeren Skandal als den im Hydepark in's Leben rufen. Strand und City lieferten einen ungeheuren Zuwachs zu der ohnehin schon massigen Leichenbegleitung. Je näher man Harwich an der Meeres-Küste kam, wo der Sarg nach Braunschweig eingeschifft werden sollte, um so unruhiger wurde das Volk und bald erschallte der allgemeine Schrei: „Unsere Königin! Unsere ermordete Königin!“

Und das in hohen Wellen gehende Meer mischte seinen eintönigen Grabesfang mit ein.

Noch mehrere Tage dauerte die aufgeregte Stimmung unter den niederen Volksschichten fort, ehe sie sich legte.

5. Einer fehlt.

Zu dieser Zeit gab es in der Tardinischen Galerie einen außergewöhnlich zahlreichen Besuch, wie niemals vorher. In den Vormittagsstunden war das bürgerliche Element besonders vertreten, obwohl diese Tageszeit ganz vorzüglich der Arbeit gehört. Bürgerliche Familien fanden sich daselbst in ihren Sonntagskleidern ein, als hätten sie einen sonntäglichen Kirchgang beabsichtigt und dabei hielten sie ein gewisses feierliches Benehmen im Auge, wie überhaupt ihre Stimmung sich schon ernst zeigte. Dieses Rätsel löste sich im Verlaufe einiger Tage. In einem sehr zahlreich besuchten Handwerker-Meeting hatte einer der besten Redner dieser hochachtbaren Korporation der Tardinischen Galerie die höchsten Lobeserhebungen spendend, weil in derselben das Haupt der nun in ihrer Väter Gruft zu Braunschweig ruhenden Königin zur Schau ausgestellt sei. Es gebühre jedem rechtschaffenen Bürger Londons das Andenken der in schwerem Kummer und Leid aus dem Leben geschiedenen hohen Frau zu ehren und die ruhmwürdige Galerie zu besuchen. Diese Aufforderung blieb, wie erwähnt, nicht ohne die günstigste Wirkung, aber auch in den hohen Gesellschaftskreisen schlug dieselbe Wurzel. In den Nachmittagsstunden bis zur Diner-Zeit föhren glänzende Equipagen aristokratischer Familien vor, weil sie gewiß waren, hier ihres Gleichen zu finden.

Es war in der Tat ein Meisterstück, was sie hier erblickten; ein Vossirer des Tardinischen Ateliers hatte es nach einem täuschend ähnlichen Brustbilde der Königin in ihrem letzten Lebensjahre verfertigt. Im zweiten Saale der Ausstellung an der dem Eingange gegenüber befindlichen Wand zeigte sich inmitten anderer Tableaux eine von den prachtvollsten Blumen, namentlich der herrlichsten hochstämmigen Rosen gebildeten Grotte, in welcher eine weiße Wolke schwebte, auf der als Kopfstützen ein von silberdurchwebter Gaze mit Rosenschleifen gezierter Kissen lag, auf welchem das Haupt der Königin ruhte, übertrahlt von einem künstlichen Licht, das einer unsichtbar bleibenden Sonne anzugehören schien, welche die silberdurchwebte Gaze leuchten machte, so daß das darauf liegende Haupt von einem sanften Glanze umflossen schien. Es war ein stilles Haupt, hinter dessen Stirn kein Gedanke mehr lebendig war, die Werkstatte des Geistes für immer geschlossen blieb, die Lider verdeckten tief herabgesenkt die sonst so mutig in's Leben leuchtenden Augensterne, die ehemals so beweglichen Züge waren glatt geworden, wie die blutlosen Lippen des festgeschlossenen Mundes unbeweglich. Und darüber lag die tiefe Todtenblässe, welche oft erschreckend wirkt; aber hier war dies nicht der Fall . . . der dies Frauenhaupt umfließende milde Glanz minderte die Schauer des Todes. Von der übrigen Figur war nichts zu bemerken, Blumen verdeckten sie. Es war ein Bild, dessen Original man in seiner Vollkraft oft gesehen hatte und das in seiner Todtenruhe Vielen noch lieb und wert war.

Mistress Lucie föhrte, trotzdem das Glück sie hinsichtlich ihres Wunsches, eine wohlhabende Frau zu werden, offenbar begünstigte, doch kein heiteres Dasein. Ihre Ehe mit Zecco war traurig, eine Scheinehe, Beide fürchteten einander, zwischen ihnen herrschte kein Vertrauen, nur Zwang und Notwendigkeit hielten den Vertrag aufrecht, der durchaus nicht ihrem Herzen entsprungen war, sondern nur der Gewalt der sie gegenseitig bestimmenden Umstände, welche sie vor allem ihren Umgebungen zu verbergen wußten. Nicht einmal Mistress Stanhope, welche Lucien als Freundin zur Seite stand, ahnte das Mindeste über die wahre Natur des Zerwürfnisses, welches zwischen Lucie und Zecco Platz gegriffen, denn daß irgend eine tiefe Feindseligkeit zwischen Beiden herrschte, das konnte sie freilich nicht ganz übersehen, so wenig auch die gute alte Dame im Nachdenken über derlei Dinge geübt war.

Ihre Urteilsfähigkeit war sehr beschränkt, nur was ihr in die Augen fiel, konnte sie in den Bereich ihrer Beurteilung ziehen und obwohl sie Lucien von Herzen zugetan war, so hielt sie sich doch überzeugt, daß in deren Herrschsucht die Hauptveranlassung dieses Bruchs der ehelichen Harmonie begründet

sein müsse, wie sie auch glaubte, daß der Gang zur Geldgier nicht geringen Einfluß auf sie übe, wenn gleich sie sich zugehen mußte, daß bei keiner Gelegenheit irgend eine Andeutung diese bei ihr überwiegende Neigung verraten und Zecco, welchen die alte Dame für einen in seinen Rechten unterdrückten Mann ansah, auch mit keiner Silbe seine Unzufriedenheit darüber geäußert habe. Ja sogar, daß er ein leidenschaftlicher Spieler sei, der oft halbe Nächte hindurch sich dem Spiel hingabe, wie sie von einem der Kassirer unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfahren, schien ihr nicht sehr glaubwürdig, weil Lucie keine Klage darüber aussprach, was doch ganz gewiß geschehen sein würde, wenn sie davon gewußt hätte und überhaupt diese üble Nachrede Wahrheit gewesen wäre.

Mistress Lucie war über ihre Verhältnisse streng verschwiegen und sie hatte ein volles Recht dazu. An jedem Vormittag saß sie bei verriegelter Türe zwei volle Stunden, um ihr Kassengeschäft zu ordnen, wie die gute Stanhope wußte und deswegen auch jede Störung von ihr fern hielt; aber das Zahlenwerk beschäftigte sie in Wirklichkeit nur eine Stunde lang, dann überließ sie sich ihrem Denken und dies war ein schweres. Sie gedachte an alles das, was sie erlebt hatte seit jenem Tage, wo sie an der Hand des Doktors Philipp als seine Gattin in sein stattliches Haus zu Hildesheim eingetreten war. Es hätte für sie eine Heimat des Glückes werden müssen, wenn sie für den braven Mann, der sie dem Kampfe ums tägliche Brot entriß, nur die geringste Zuneigung gehabt hätte, sie verstand ihn nicht, der unter unausgesetzter geistiger Arbeit ein wortreicher ernstlicher Gelehrter geworden war und liebte ihn nicht. Und doch als dieser Ehe ein liebliches Töchterchen entsprossen, erkannte sie erst, welch einen Fond von Bärtlichkeit und Wohlwollen Doktor Philipp für sie und das Kind in seinem Herzen trug. Dieser Sonnenschein verging leider unter dem Fluche der von ihr am Gatten und Kind begangenen Untreue. Und doch hatte er an ihr, die ihn so schändlich betrogen, edel gehandelt. Ihre Ehre als rechtschaffene Frau konnte er ihr nicht wiedergeben, seine bürgerlichen Verhältnisse verlangten, daß er die Ehebrecherin von sich stieß; aber er hatte Barmherzigkeit für sie und ließ sie nicht mittellos aus seinem Hause scheiden. Nur eine Strafe legte er ihr auf, er verweigerte ihr den Abschied von ihrem Kinde . . . und jetzt trat täglich diese Erinnerung so lebendig in ihr auf, daß sie die Tränen darum nicht zurückhalten konnte . . . und doch durfte Niemand diese sehen, sie waren die Zeichen ihrer Unehre.

Und wenn sie an die Schande zurückdachte, die Lord Clinton ihr im Parke seines Neffen im Beisein der Bedienten angetan, zuckten alle Nerven ihres Körpers, als verfielen sie epileptischen Krämpfen, ihre Zähne knirschten zusammen, ihrem Munde entquoll im Zorne weißer Schaum, wie man ihn bei wütenden Tieren bemerkt. Diese Erinnerung ergriff sie übermächtig; aber daran schloß sich auch das Gedanken eines geringfügigen Umstandes, der sie in wilder Freude lachen machte. Was war es? Als sie durch das Gittertor des Parkes schreiten wollte, blieb sie mit dem Saume ihres Kleides an einem eisernen umgebogenen Haken hängen. Als sie sich niederbeugte, fiel ihr ihr heimlicher Aberglaube ein, daß man sicher denjenigen Feind, dessen Haus man, schwer von ihm beleidigt, verlassen, zur Vergeltung wieder begünstigt werde und dieser Trost für die Zukunft erhob sie, sie wünschte nichts eifriger als Rache an ihm zu nehmen. Gegen Zecco war sie nicht erbittert. Er hatte ja nur Marcella, seine Feindin, beseitigt. Dafür ruhte der Fluch dieser abscheulichen That auf seiner Seele, allein sie hatte keine Ahnung davon gehabt. Die natürliche Scheu, wie jeder Mensch sie vor einem Giftmischer hegt, war die Ursache, daß sie den Versuch machte, ihn durch Furcht zu beherrschen und er war ihr so vollkommen gelungen, daß der ihr untertänig Gewordene ihr Mitleid erregte. Er hatte die Achtung vor sich selbst verloren und suchte Entschädigung dafür in Ausschweifungen und vorzüglich im Spiel . . . und sie unterstützte dies letztere Laster, dem er sich in die Arme geworfen, um nicht daran zu denken, wie sein Elend ihn so tief niederdrückte, indem sie ihm fast täglich kleine Summen von den glänzenden Einnahmen zahlte, seiner Leidenschaft zu fröhnen. Im Atelier sah man recht wohl, daß Zecco ein ganz anderer Mann geworden war, indeß man schwieg darüber, er war in sich gekehrt, still, früher aufgeweckten Geistes, jetzt war er verdüstert, geistig gesunken. Lucie, die sich zwar stets ernst, aber freundlich gegen Alle im Atelier benahm, wußte natürlich um diesen traurigen Zustand Zeccos, aber sie verstand es, jeder durch ihn möglicher Weise geschehenden Störung vorzubeugen und ihre Freundlichkeit erwarb ihr Aller Sympathie.

Derart waren die ihr Denken täglich und fast zu bestimmten Stunden durchflutenden Dualen, welche ihre Erinnerungen wie Bilder ihr vorführten und die sie nicht von sich abzuwehren vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Salons und die Encyclopädisten.

Von C. Fehleisen.

(4. Fortsetzung.)

Ganz entschieden bekämpft Hobbach die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. „Diese Lehre reißt den Menschen, welcher doch nur ein einzelnes Glied ist, willkürlich heraus aus dem Zusammenhang und der Nothwendigkeit des Ganzen. Das Leben des Menschen ist nichts als eine ununterbrochene Kette notwendiger Bewegungen, welche aus den Stofftheilen des Körpers, aus Blut, Nerven, Fleisch und Knochen, oder aus äußeren Ursachen wie Luft und Nahrung entspringen. Wie alle andern Dinge, so strebt auch der Mensch nach der Erhaltung seines Daseins, widersteht sich seiner Vernichtung, sucht das ihm Verwandte, flieht das Feindliche. Alle Empfindungen, Ideen, Leidenschaften, Willensbestimmungen, Handlungen sind die notwendigen Folgen seiner inneren Organisation. Es ist die Quelle alles Irrthums, daß der Mensch sich einbildet, er handle aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit, unabhängig von den allgemeinen Naturgesetzen und von den Einwirkungen der äußeren Gegenstände. Sieht er denn nicht, daß sein Temperament durchaus

nicht in seiner Macht steht, sondern lediglich durch das Wesen seiner Eltern, durch Erziehung, Lebensweise und äußere Schicksale bestimmt ist? und daß seine Leidenschaften doch einzig durch dieses Temperament bedingt sind? Wollte man die wirkliche Erfahrung anstatt des Vorurtheils fragen, so würde man die Aufmerksamkeit weit mehr auf unsere Leibesbeschaffenheit richten und in der Heilung des Körpers auch die Heilung der Seele suchen. Wie hat man, pflegt man zu sagen, bei dieser Annahme unbedingter Nothwendigkeit noch ferner das Recht, Verbrechen zu strafen, da doch unfreiwillige Handlungen niemals Gegenstand von Strafe sein können? Dieser Einwand ist völlig grundlos. Die Bösen sind Wahnsinnige und gegen diese haben die andern das Recht sich zu verteidigen. Die Nothwendigkeitslehre ermutigt weder den Verbrecher noch ersticht sie die Reue; aber sie macht mild und nachsichtig.

Wie die Willensfreiheit gegen die ewigen Gesetze der Natur verstößt, so auch die persönliche Unsterblichkeit. Der Glaube an

Unsterblichkeit quillt aus dem Wunsch nach ewiger Fortdauer. Wo aber ist der Beweis, daß ein Wunsch auch wirkliche Tatsache sei? Die Seele ist nur das Empfinden, Denken, Leiden und Genießen des Körpers; endet der Körper, so fehlt auch der für das Empfinden nötige Anreiz; ohne Sinne kein Denken und Empfinden. Wer behauptet, daß die Seele auch nach dem Tode zu empfinden und denken fortfährt, der muß auch behaupten, daß eine in Stücke gebrochene Uhr nach wie vor den Lauf der Stunden zeige. Wie seltsam, daß so viele, welche die Festigkeit ihres Unsterblichkeitsglaubens rühmen, gleichwohl so sehr an dem gegenwärtigen Leben hangen und nichts ärger fürchten als den Tod! Und dieser Glaube ist nicht einmal nützlich. Schlechte Menschen lassen sich durch ihn nicht vom Schlechten abhalten; wer aber kein zweites Leben erwartet, sucht sich das diesseitige Leben glücklich zu machen und dieses Glück kann er nur im Streben nach der Liebe seiner Mitmenschen finden.

Vorzügliche und aufrichtige Sorgfalt verwandte Holbach auf die Grundlagen der Moral. Die Haupttriebfeder des menschlichen Handelns ist nach ihm die Selbstliebe, die Rücksicht auf das eigene Glück und Wohlfahrt; aber die wahre Glückseligkeit besteht nur in der Tugend; diese läßt die Selbstliebe nur insoweit bestehen, als diese mit dem Gesamtwohl der Menschen übereinstimmt.

„Um meines Glückes willen muß ich die Freundschaft, Anerkennung und Hilfe anderer suchen; mein eigener Vorteil ist es, tugendhaft zu sein. Tugend ist die Kunst, sich glücklich zu machen, indem man zum Glück der andern beiträgt. Der Tugendhafte ist immer glücklich; auch wenn er verkannt wird, ist ihm die Gerechtigkeit seiner Sache ein Trost gegen die Ungerechtigkeit der Menschen. Sehen wir so wenig Tugend auf Erden, so ist dies einzig die Schuld unseres verkommenen Kirchen- und Staatslebens. Nur deshalb sehen wir eine solche Menge von Verbrechern auf der Erde, weil alles sich verschwört, die Menschen verbrecherisch und lasterhaft zu machen. Vergebens predigt dann die Moral die Tugend in Gesellschaften, wo das Laster und die Verbrechen beständig gekrönt, gepriesen und belohnt werden und wo die Frevel nur an denen bestraft werden, welche zu schwach sind, um das Recht zu haben, sie ungestraft zu begehen. Man mache die Menschen aufgeklärter und glücklicher und man wird sie besser machen.“

Die politischen Stellen des Werkes tragen einen so entschiedenen Charakter einer festen, in sich geschlossenen und durchaus radikalen Doktrin, daß sie gewiß tiefer wirken mußten, als lange Tiraden einer aufgeregten Rhetorik. Mit ruhiger, leidenschaftsloser Gewalt entwickelt er das Recht der Völker auf Selbstbestimmung, die Verpflichtung aller Obrigkeiten, sich diesem Recht zu beugen und dem Lebenszweck der Nationen zu dienen, das Verbrecherische jeder gegen die Volkssouveränität gerichteten Anmaßung und die Nichtigkeit aller Verträge, Gesetze und Rechtsformen, welche solche verbrecherische Anmaßungen einzelner zu stützen suchen.

Was das „System der Natur“ von den meisten materialistischen Schriften unterscheidet, das ist die Unumwundenheit, mit welcher es in 14 weitläufigen Kapiteln den Gottesbegriff in jeder denkbaren Form bekämpft. Die bisherige materialistische Literatur wagte diese Konsequenz nur schüchtern oder garnicht zu ziehen. Indem aber Holbach die Religion für den Hauptquell alles menschlichen Unglücks ansieht, sucht er daher den krankhaften Gang der Menschheit auch die letzten Grundlagen zu entziehen und verfolgt daher die deistischen und panteistischen Vorstellungen von Gott, welche sein Zeitalter so sehr liebte, mit nicht geringerem Eifer, als die Ideen der Kirche. Dieser Umstand machte seinem Buch auch unter den Freigeistern viele Feinde; namentlich Voltaire und Friedrich d. Gr. fühlten sich unangenehm aufgeschreckt; nur Diderot und seine nächsten Freunde zollten ihm ihre volle Anerkennung.

Wie beinahe alle literarischen Produkte jener Zeit, erschien auch das „System der Natur“ aus Furcht vor der Censur unter falschem Namen, angeblich in London, in Wirklichkeit aber in Amsterdam im Jahre 1770. Es trug den Namen des schon

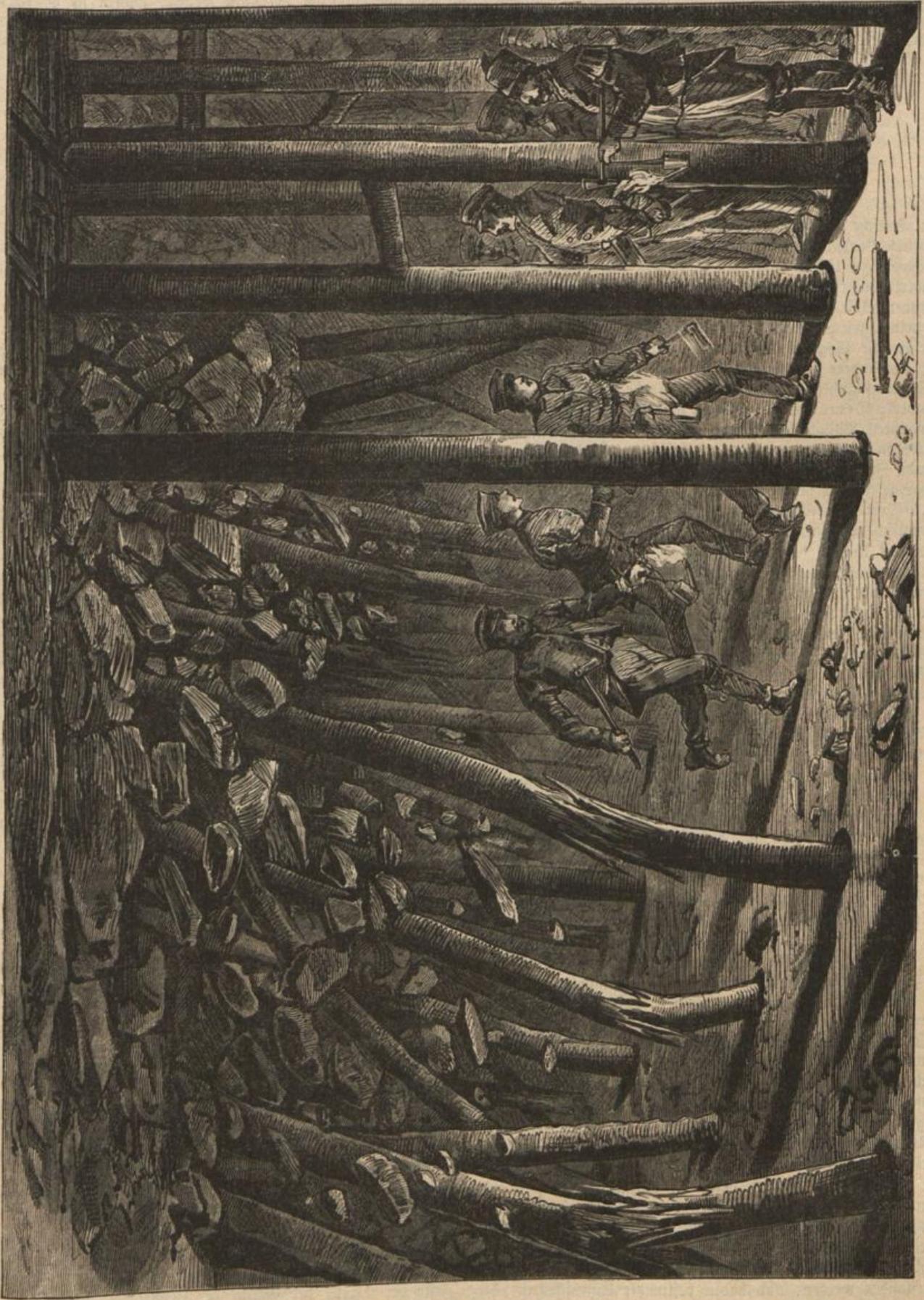
seit 10 Jahren verstorbenen Mirabaus, welcher Sekretär der Akademie gewesen war; obgleich niemand an diese Autorschaft glaubte, erriet doch auch niemand den wahren Verfasser, bis Grimm in der literarischen Korrespondenz nach Holbachs Tode das lange bewahrte Geheimniß entdeckte. Paul Heinrich Dietrich von Holbach, ein reicher deutscher Baron, zu Heidenheim in der Pfalz 1723 geboren, war schon in früher Jugend nach Paris gekommen und hatte sich gleich seinem Freund und Landsmann Grimm ganz in die französische Nationalität hineingegeben. Seine ersten Studien waren naturwissenschaftliche, hauptsächlich chemische gewesen, später hatte er sich jedoch, besonders auf Anregung Diderot's, der Philosophie zugewendet.

Holbachs übrige Schriften, deren es viele sind, behandeln größtenteils dieselben Fragen, wie das „System der Natur“, zumteil in populärer Form und mit der bestimmten Absicht auf die Massen zu wirken. Gettner in seiner Literaturgeschichte nennt ihn einen „hartschaligen Menschen mit weichem Kern, durchaus edel und hochherzig.“ Grimm widmete ihm folgenden Nachruf: „Ich habe wenig so gelehrte und allgemein gebildete Männer wie Holbach angetroffen; ich habe deren nie gesehen, welche es mit weniger Eitelkeit und Ruhmsucht gewesen wären. Ohne den lebendigen Eifer, welchen er für den Fortschritt aller Wissenschaften hatte, ohne den ihm zur zweiten Natur gewordenen Drang, anderen alles mitzuteilen, was ihm nützlich und wichtig schien, hätte er seine beispiellose Belesenheit wohl niemals vertragen. Es verhielt sich mit seiner Gelehrsamkeit wie mit seinem Vermögen; nie hätte man es geahnt, hätte er es verbergen können, ohne seinem eigenen Genuß und besonders dem Genuß seiner Freunde zu schaden. Einem Menschen von dieser Gesinnung mußte es nur wenig Mühe kosten, an die Herrschaft der Vernunft zu glauben, denn seine Leidenschaften und Begünstigungen waren gerade so wie sie sein müssen, um das Uebergewicht guter Grundsätze geltend zu machen. Er liebte die Frauen, er liebte die Freuden der Tafel, er war neugierig; aber keine dieser Neigungen hatte ihn unterjocht. Er vermochte es nicht, jemand zu hassen, nur wenn er vor den Beförderern des Despotismus und des Aberglaubens sprach, verwandelte sich seine angeborene Sanftmut in Bitterkeit und Kampflust.“

Holbach starb den 21. Juni 1789; wenige Tage, nachdem sich die Abgeordneten des dritten Standes als Nationalversammlung konstituiert hatten. Die Revolution trat auf die Schwelle der Wirklichkeit, als der Mann verschied, der ihr so mächtig vorgearbeitet hatte, indem er sie als ein notwendiges Naturereignis betrachtete lehrte. Leider war diese Katastrophe eine der blutigsten in der Weltgeschichte. Vom Gerüst der Guillotine auf dem Greveplatz rann das Blut in Strömen den Wellen der Seine zu. Alle Parteien, welche sich vor der Revolution gebildet hatten, kamen nacheinander an die Reihe, ihr Haupt unter das Beil zu legen. Und wie oft noch sollte das Blut in den Straßen von Paris vergossen werden, nur weil die zur Macht gelangte Partei in den Aberglauben an die Autorität und an den Despotismus zurückfiel, während nur eine charaktervolle und aufgeklärte Regierung, welche die von der Aufklärung geheiligten Menschenrechte respektirt, Aussicht auf dauernden Erfolg hat.

Seit der Reformation des 16. Jahrhunderts hatte sich keine so tiefe und allgemeine Umwälzung in den Meinungen und Gesinnungen der Menschen vollzogen, als sie die Gedanken und Forderungen jener großen Franzosen bewirkten.

Diese neue Denkweise leugnet den Begriff der göttlichen Offenbarung und stellt die religiöse Erkenntnis lediglich in das menschliche Denken und Wollen; sie erweckt im Menschen das Bewußtsein, daß, weil die Regierung wesentlich menschlichen Zwecken diene, sie selbst nach den in Zeit und Ort wandelbaren Zwecken wandelbar und vom Volk, dessen Ausdruck und Leitung sie ist, aus eigener Einsicht und Machtvollkommenheit bestimmt sei. Nichts gilt bloß darum, weil es überliefert und von außen auferlegt ist. Einzig das freie, rein auf sich selbst gestellte Denken entscheidet über die Wahrheit und Berechtigung der Dinge, über die sittlichen und gesellschaftlichen Rechte und Pflichten. Die Vernunft hat ihre verlorene Selbstherrlichkeit wieder erobert;



Das „Rauben“ in den obersteifischen Kohlenbergwerken. (Seite 560.)

der Mensch kommt wieder zur Besinnung über sich selbst. Die alten Anschauungen und Ueberlieferungen, welche vor ihr nicht Stand halten, werden zertrümmert wie hohle Götzen. Obwohl die materialistische Philosophie noch niemals etwas gegen die bestehenden Geseze unternommen hat, so haben die Feinde der

Vernunft sie doch seit Menschengedenken als Störerin der öffentlichen Ruhe und Ordnung verschrieen, und — es ist wahr — alle diejenigen, welche herrschen wollen, müssen sie hassen und fürchten, denn sie stürzt keine Idole, wohl aber lehrt sie die Völker, solche zu verachten. (Fortsetzung folgt.)

Die Satire der Alten.

Von Dr. Richard Ernst.

Der römische Dichter Juvenal, der gegen die sittliche Entartung seiner Landsleute energisch zu Felde zieht und u. a. auch den Nachweis zu liefern sucht, daß die den Menschen am begehrenswertesten erscheinenden Güter häufig gefährlich und den Wünschen selbst verderblich seien, erwähnt bei dieser Gelegenheit der beiden griechischen Philosophen Heraklit und Demokrit, über welche die Sage verbreitet war, daß der eine beständig geweint, der andere stets gelacht habe. Heraklit aus Ephesus fand die menschlichen Schwächen und Torheiten tragisch, beweinenstwert; Demokrit aus Abdera fand sie komisch, lächerlich. Die genannten Philosophen können als Typus der beiden Arten oder Methoden angesehen werden, mit welchen erleuchtete Geister herrschende Irrtümer und Verkehrtheiten zu bekämpfen pflegen und zwar je nach dem Gesichtspunkt, unter dem sie betrachtet werden. Faßt man nämlich die intellektuelle Unvollkommenheit und moralische Verderbnis nach ihrer Wirkung in's Auge, blickt man auf das Unheil, das die Menschen sich und anderen damit zufügen, so wird man sich darüber tief betrüben. Sieht man aber davon ab und prüft sie lediglich auf den Gehalt ihrer Vernünftigkeit, so wird die Wirkung wohl keine andere, als eine erheiternde sein; denn das Wesen der Komik besteht eben darin, daß das Ungereimte, Zweckwidrige sich als vernunftgemäß und zweckmäßig geberdet, während ihm unbewußt die langen Geselsöhren aus der gravitätischen Löwenhaut hervorstehen. — Melpomene und Thalia, die tragische und komische Maske, sind keine Gegensätze, sie ergänzen sich wechselseitig. — Indessen gibt es noch einen dritten, höheren Standpunkt der Betrachtung; es ist die philosophische Erkenntnis, welche die psychologischen Ursachen der menschlichen Fehler zu ergründen sucht, um sie mit der Wurzel auszurotten. Es ist der lichtvolle Standpunkt Spinoza's, der den Grundsatz aufgestellt hat: Man muß die menschlichen Schwächen weder schelten noch belachen, sondern verstehen. „Jetzt will ich“ heißt es im Eingang des 3. Buches der Ethik „zu jenen zurückkehren, welche die Seelenbewegungen der Menschen lieber verabscheuen oder verlachen, als verstehen wollen. Diesen wird es ohne Zweifel wunderbar scheinen, daß ich die Gebrechen und Torheiten der Menschen auf geometrische Weise zu behandeln unternehme und das in bestimmter Ordnung dartin will, wovon sie immerfort schreien, daß es der Vernunft widerstreite, eitel, albern und schrecklich sei. Aber mein Grund ist dieser: Es geschieht nichts in der Natur, was man ihr als Gebrechen anrechnen könnte, denn die Natur ist immer dieselbe und überall eine, und ihre Kraft und ihr Tätigkeitsvermögen ist dasselbe, d. h. die Geseze und Regeln der Natur, nach welchen alles geschieht und aus den einen Formen in die anderen verwandelt wird, sind überall und immer dieselben, und sonach muß auch eine und dieselbe Weise sein, die Natur irgend welcher Dinge zu verstehen, nämlich durch die allgemeinen Geseze und Regeln der Natur. Daher erfolgen die Seelenbewegungen des Hasses, Bornes, Neides u. an sich betrachtet, aus derselben Notwendigkeit und Kraft der Natur, wie das übrige einzelne, und hiernach erkennen sie bestimmte Ursachen an, durch welche sie verstanden werden, und haben bestimmte Eigenschaften, die unseres Verständnisses eben so würdig sind, wie die Eigenschaften eines jeden anderen Dinges, an dessen bloßer Betrachtung wir uns erfreuen.“ — Der philosophische Kritiker läßt den Gegenstand seiner Kritik unlogisch erscheinen, der patetische sittlich

verwerflich, weil Böses wirkend, der satirische lächerlich, weil offenbar absurd. Und dies verleiht der satirischen Kritik ein Uebergewicht über ihre beiden Schwestern. Denn auch diejenigen Menschen, denen mit Gründen nicht beizukommen ist, welche nicht belehrt sein wollen, mögen doch nicht lächerlich erscheinen. Und auch der Vorwurf der Schlechtigkeit verletzt in der Regel das menschliche Ehrgefühl nicht so sehr, als das Prädikat der Dummheit. „Spott und Verachtung,“ sagt Schiller treffend, „verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vielleicht daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen.“

Die Satire erweist sich darum nicht nur im individuellen Leben als wirksame Waffe, sondern auch im Völkerleben als kulturgeschichtliche Macht. Sie ist der Blitz, der im Verein mit dem Donner patetischen Ernstes die geistige Atmosphäre reinigt und die faulen Dünste hinwegjagt. Sie ist die Trompete Jericho's, vor welcher die Ringmauern der Torheit und des Uberglaubens zusammenstürzen, wenn der eiserne Widder der Polemik vergebens gegen sie angerannt kommt. Was den Keulenschlägen des Ernstes widersteht, erliegt dem Kizel der leichtbewaffneten Satire. Ja es gibt soziale Krankheiten, welche nur durch das schallende Gelächter des Satirikers geheilt werden können, wie jenes Rachengeschwür des Erasmus von Rotterdam, das aller ärztlichen Kunst spottete, aber unversehens platzte, als die Lektüre der epistolae virorum obscurorum (Dunkelmännerbriefe von Ulrich Hutten, in welchen gegen die Finsterlinge aller Gattungen eine unbarmherzige und tiefeinschneidende Geißel geschwungen ward) den Kranken zu einem unbändigen Gelächter nötigte, wovon Heine singt:

Der Erasmus mußte lachen
So gewaltig ob dem Späß,
Daß ihm platzte in dem Rachen
Sein Geschwür und er genas.

Vielleicht haben diese Briefe die Macht der Alerlei wirksamer erschüttert, als Luther's Tesen. — Das Wort Satire, worunter gewöhnlich ein Spottgedicht verstanden wird, womit aber die Literaturgeschichte im weiteren Sinn jedes von Witz und Laune belebte Gedicht bezeichnet, das sittliche Gebrechen kritisch behandelt, sowohl das ernste als auch das scherzhafteste, darf nicht, wie dies häufig geschieht, von Satyr abgeleitet werden, dem Namen der bocksfüßigen, hörnertragenden Halbgötter der griechisch-römischen Mythologie, welche, eine drollige Mischung von Gott und Tier, in Wald und Gebirg hausten und, als Repräsentanten grobsinnlicher Lust, im Gefolge des Gottes Bacchus aufzutreten pflegten, (wiewohl immerhin eine gewisse Beziehung des Namens Satire zu diesen Walbgöttern nicht zu verkennen ist). Das Wort kommt vielmehr von dem lateinischen satura her; so nannten die Römer ursprünglich die volle (gleichsam satte, satur = satt) mit Erstlingsfrüchten aller Art beladene Opferschüssel, die am Feste der Ceres, der Göttin der Feldfrüchte, derselben dargebracht wurde. Die Bezeichnung wurde sodann auch auf anderes übertragen, was eine Mannigfaltigkeit von Bestandteilen umfaßt, auf Speisen sowohl, wie auf Gesezevorschlüge. Satura nahm also die Bedeutung: Alerlei, Gemengsel, Quodlibet an.

Besonders wurde so in Rom eine Art von Schauspielen genannt, welche nach Form und Inhalt das Merkmal der Zusammengesetztheit und Buntheit an sich trugen. Diese alten, dramatischen Saturae waren nach dem römischen Geschichtsschreiber Livius ein Gemisch von Wechselgespräch, Gesang und Tanz, ohne Einheit des Inhalts, vielmehr abhängig von der Laune und den Einfällen der Spieler. Der Inhalt bestand wohl aus gegenseitigen Spöttereien, Anzüglichkeiten aller Art, besonders auf Tageshelden und Tagesbegebenheiten, lustigen Geschichten, Wizen oft von zweideutigster Art, neben welchen immer noch Lebensregeln in Form von Sprichwörtern und Sentenzen Platz finden konnten. Unter diesen mannigfaltigen Ingrebienzien scheint die Richtung auf Verspottung von Personen und Zuständen frühzeitig überwogen zu haben. Mit der fortschreitenden Bildung fand man jedoch die Saturae in dieser Gestalt gar zu ungeschliffen und da andererseits das nationale Bedürfnis dramatischer Volksbelustigung anderweitig seine Befriedigung fand, so verschwanden nach und nach die Saturae.

Der hierdurch erledigt gewordene Name wurde nun auf einen neuerstandenen Literaturzweig übertragen, der durch seine Eigentümlichkeit den Namen in besonderem Maße verdiente und welcher eigentlich die einzige originelle Schöpfung der Römer auf literarischem Gebiete ist, auf welchem sie sonst nur Nachtreter der Griechen waren.

Der erste, welcher den Namen in dieser Weise gebrauchte, war der vielgenannte lateinische Dichter Ennius aus Calabrien (240 bis 169 v. Chr.), der einem seiner Werke den Titel Saturae „Allerlei“ gab, hauptsächlich darum, weil es Gedichte in verschiedenen Versmaßen enthielt. Erst bei seinem Nachfolger Lucilius (148—103), der in einer Zeit lebte, wo das öffentliche und Privatleben mit raschen Schritten seinem Verfall zueilte, gewann unter den vielerlei Stoffen seiner Saturae das etische und politisch-kritische Element die Oberhand. Auch Terentius und Varro (116—27) hat in seinen Satiren, worin Verse und Prosa abwechselten, Sittenzeichnungen und Bilder aus dem Leben mit Heiterkeit, Witz und Laune und in originellen Ausdrücken und Wortbildungen dargestellt. Zur Höhe künstlerischer Vollendung brachte diese Literaturgattung erst Horaz (Quintus Horatius Flaccus (65—8), der philosophische Dichter, wie Lessing ihn nennt, der Witz und Vernunft in ein mehr als schweserliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernstlichen Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerung zu geben wußte und sie entzückenden Harmonien anvertraute. Horaz, von dem wir fünf Bücher Oden, zwei Bücher Satiren und ebensoviel Briefe besitzen, ist von jeher der Liebling der Kenner lateinischer Sprache gewesen. Sein Gedankenreichtum offenbart sich be-

sonders in der Menge oft überraschender Sentenzen und sinnreicher Sprüche, in die er seine Lebensanschauungen und Erfahrungen einleidet, um nach Art der Griechen uns Weisheit in die Seele zu singen, in so feinen und edlen Worten, daß man sie nicht vergessen kann. Sein Stil ist präzise und scharf, wie selten das Latein es zeigt, seine Sprache leicht, kernig, ohne Manier, voll treffender und klassischer Ausdrücke. Sein Versbau, wodurch er die römische Dichtung mit den schönsten griechischen Rhythmen bereicherte, ist durch musikalischen Wohlklang und einen prächtigen feierlichen Schritt ausgezeichnet. In der Form ist er den Griechen ebenbürtig. In seinen Oden*) steht er vor uns mit dem Gewicht, der Macht und Rundung, Majestät und Würde der römischen Sprache; diese feiert in ihm

ihren Hochstil, in natürlicher ihrem Genius angemessener Weise. Seine Poesie, welche mit kernhaften, prägnanten Sentenzen reich gespickt ist, bewegt sich mit Gewandheit und Sachkenntnis auf allen Lebensgebieten, seine Muse ist bald ernst und tiefgründig, bald heiter scherzend, bald lebensfroh und genußfreudig, bald in sich gekehrt und entsetzt, bald singt sie vom unerbittlichen Schicksal der Sterblichen, bald von Wein, Gesang und Liebe, da predigt sie Mannhaftigkeit und Mut, Genußsamkeit und Einfachheit, dort fordert sie auf zu Sorglosigkeit und fröhlichem Lebensgenuß, und auch auf dem Gebiete der Politik weiß sie sich mit Grazie zu bewegen. Wie sehr man selbst im Mittelalter die Werke des Horaz zu schätzen wußte, zeigt u. a. der Gelehrte Skaliger, welcher von zwei Horaz'schen Oden, die er für süßer als Nektar und Ambrosia erklärte,



Maori-König Tamhiao. (Seite 560.)

äußerte, er wolle lieber diese beiden Oden gemacht, als Spaniens Krone auf dem Haupte haben.**) — Am lebenswürdigsten, und wenn man will, am größten, ist Horaz in seinen Satiren, wo er sich mit seinem allerliebsten Epikuräismus, der übrigens mit manchem Tropfen stoischen Dels gesalbt ist, völlig gehen lassen kann. Horaz handhabt die Satire mit vollendeter Meisterschaft, weniger mit dem scharfen Messer des Jorns in die gesellschaftlichen Schäden hineinschneidend, als vielmehr dieselben mit den hundert Nadelspitzen der Ironie prickelnd; stets gehalten, maßvoll, lächelnd,

*) Ode (gr. Gesang) ist ein lyrisches Gedicht im höheren Stil, schwungvolle Erhebung des Gemüths zu den höchsten Gegenständen des Daseins im Zustande der Begeisterung, eine Erhebung in das Ideale nach den Gesetzen der Schönheit, ein Ausströmen des innersten und tiefsten Seelenlebens. Indessen läßt die Ode auch mittlere und gemäßigtere Stimmungen zu, die stillen und ruhigen Gefühle der Ergebung und Betrachtung unter dem Hauche einer linden Begeisterung.

**) Der Dritte Unterwood ging 1790 noch viel weiter; er befahl, eine Horaz'sche Inschrift auf seinen Leichenstein zu setzen, bei seiner Beerdigung die letzte Strophe der 20. Ode des 4. Buchs und beim Leichenschmaus die 30. des 1. Buchs zu singen. Im Sarge hatte er einen Horaz in den Händen, einen zu seinen Füßen und einen — a posteriori.

aber bei aller Artigkeit und Bonhomie dennoch die Leidenschaften und Lächerlichkeiten der Menschen mit unvergänglicher Wahrheit zeichnend. Habucht, Geiz, Sittenlosigkeit, Neppigkeit, maßlose Verschwendung, Erbschleicherei — das sind die Fehler, gegen welche der Satiriker vorzugsweise zu Felde zieht; ein anderer großer Teil ist literarischen Gegenständen gewidmet; ein dritter beschäftigt sich mit eigenen Erlebnissen des Dichters, mit seiner Stellung zum Publikum, mit der Verteidigung gegen die Angriffe von Gegnern. Alles was der Dichter sich zum Stoff nimmt, behandelt er mit der heiteren Sicherheit eines feingebildeten, durchdringend scharfen und klaren Geistes, ohne sich zu ereifern, ohne grämlich zu werden, obwohl nicht ohne erkennbare Beteiligung des eigenen Gemüths. Den Eindruck der Mannigfaltigkeit, welcher für die Satira wesentlich ist, weiß Horaz durch reiche Abwechslung in den Einleitungen und Darstellungsmitteln herbeizuführen, bald verwendet er zu diesem Zweck die Fabel, bald die Anekdote, ein andermal die Gnome, oder auch die Parodie, legt oft seine Worte einem andern in den Mund oder dramatisirt das Ganze.*)

Um einen Begriff von der Form der Horaz'schen Satiren zu geben, sei die siebente des zweiten Buches herausgegriffen. In derselben wird die Wahrheit: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten“ auf ergötzliche Weise anschaulich gemacht, und zwar gibt der Dichter mit liebenswürdigster Jovialität seine eigene Person zum Stichblatt her, indem er sich von seinem Sklaven Davus, der die Redefreiheit der Saturnalien benützt,**) tüchtig die Meinung sagen läßt und zwar in der Weise, daß der Sklave Recht behält, indem der Gebieter ihn nicht anders zu widerlegen weiß, als durch eine Drohung. Davus spricht zuerst im allgemeinen darüber, wie viel Mißbehagen sich die Menschen dadurch bereiten, daß sie in ihren Neigungen und Leidenschaften nicht wenigstens konsequent bleiben, sondern bald ins eine, bald ins andere Extrem ausschweifen, während der, welcher in seiner Torheit beharrlich aushält, wenigstens um diese Pein der Inkonsequenz milder übel daran ist. „Längst schon hab' ich gelauscht,“ beginnt Davus den Dialog, „und möchte dir etwas sagen, genire mich aber als Sklave.“ Horaz gestattet ihm, die dezembrische Freiheit zu benützen und frisch von der Leber zu reden, was er denn nun auch tut. Manche

Menschen beginnt er, sind standhaft in ihren Fehlern und steifen sich immer fester darin; viele dagegen schwanken und schwimmen hin und her, fassen bald das Rechte an und lassen sich dann doch wieder von der Strömung der Torheit ergreifen. Dies illustriert der Sklave durch mehrere Beispiele bekannter Persönlichkeiten. Horaz unterbricht ihn: So sag doch endlich einmal du Galgenstrick, wohin dein fadcs Geschwätz zielt. „Auf dich selbst.“ „Wie so, du Erzschlingel?“ „Du lobst antike Einfachheit und schwelgst in modernen Genüssen. Du preißest das Leben und die Sitten der Vorzeit, wolltest dich aber irgend ein Gott in jene Zeiten zurückversetzen, so würdest du dir das ganz gewiß eifrigst verbitten. Entweder glaubst du selbst nicht an das, was du predigst, oder du hast die moralische Kraft nicht, dich aus dem Morast aufzuraffen. Dergleichen sehnst du dich in Rom beständig aufs Land hinaus; auf dem Lande dagegen hebst du das Stadtleben in den Himmel. Mußt du zu Hause speisen, lobst du den friedlichen Kohl und preißest dich glücklich, frugal leben zu dürfen. Schickt aber Mäcenaz*) noch so spät des Abends zu dir und läßt dich als Pechgast einladen, so preßirts dir gewaltig. Da heißt: Licht herbei! schnell! Habt ihr keine Ohren? lärmst und polterst im Hause herum und rennst eilends davon. — Nun, meinethwegen, ich gesteh's, magst du vielleicht antworten, mich gängelt der Bauch und meine Nase lechzet nach Schmordust. Ja, ich bin schwachmütig, ein Nicht, wenn du willst, ein Küchenbeschnüffler. Du aber, der du mich schiltst, bist wahrscheinlich noch nichtsnutziger als ich. — Ich aber sage dir: Nein, du, der Freie, zeigst dich unfreier, als ich, der Sklave, denn du bist ein Knecht deiner Lüste. Das zeigt sich auch in deinen Liebchaften und wenn du kein Ehebrecher bist, so fehlt dir ganz gewiß nicht der gute Wille dazu, sondern du fürchtest die Folgen. Du willst mein Herr heißen, der du in so Vielem und Wichtigem den Verhältnissen, Dingen und Menschen dich slavisch beugst, der du der Leidenschaft schmählich dienst und dich wie eine willenlose Marionette an mechanischen Fäden von ihr ziehen läßt?! — Der Sprecher gibt nun eine Definition des Freien nach der stoischen Schule. „Wer ist frei? Nur der Weise, der sich selbst beherrscht, den weder Armut, noch Kerker, noch Tod schrecken kann, der den Begierden Trotz bietet und Rang und Ehren mutig verachtet, der in sich selbst vollendet und nicht der äußerlichen Güter bedürftig ist, so daß das Geschick ohnmächtig gegen ihn anstürmt. Findest du nun aber in dieser Schilderung irgend einen Zug von dir?“ Um das zu beweisen, wird im Verlesen des Sündenregisters fortgefahren. Zuletzt karrikirt er daraus seinen Herrn als einen launenhaften Charakter, der nicht ein Stündchen bei sich selbst ist, seine Muße nicht vernünftig verwendet und sich selbst wie ein Landstreicher flieht, indem er sich bald mit Wein betäubt, bald dem Schlaf in die Arme wirft. Hier reißt nun dem Herrn die Geduld und der Dialog endigt folgendermaßen: Horaz: Ist kein Stein bei der Hand? Davus: Wozu? Horaz (fortfahrend): Nirgends Pfeile? Davus: Der Mann ist verrückt, oder er macht Verse. Horaz: Wenn du dich nicht augenblicklich packst, schick' ich dich als Sträfling aufs Land.

*) Der reiche Gönner des Horaz.

(Schluß folgt.)

Gottsched, Göthe, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

(2. Fortsetzung.)

Solche Herrscher wie Friedrich Wilhelm in Preußen, oder wie die maßlos üppigen Auguste in Sachsen, deren gleichwertige Confratres die Eberhard Ludwig und Karl Alexander in Württemberg, überhaupt fast alle deutschen Fürsten und Herren waren, wären unmöglich gewesen, wenn das Volk nicht ihrer wert und würdig gewesen.

In allen ihren Schichten paßte die Bevölkerung Deutschlands zu solchen „Herrn“.

Der niedere Adel oder der, welcher nicht reich genug war, an den Höfen der Fürsten in stetem Sauf und Brauf zu leben, spielte auf seinen Gütern die Winkelthyrannen, eiferte in wildem Leben den Fürsten nach und überbot sie an Roheit und Unwissenheit.

Waren die Fürsten und der höhere Adel die Affen der Franzosen, so quälten sich die Gelehrten ab als unverständige und pedantische Nachbeter und Nachtreter der alten Griechen und Römer und taten es in Verachtung deutschen Wesens und Vernachlässigung deutscher Sprache jenen womöglich noch zuvor. Dabei übernahmen die gelehrten Köpfe mit größtem Diensteifer die Rolle der Speichellecker bei der hochgeborenen Gesellschaft, und bei jedem schlechten Streiche, bei jedem noch so schmachvollen Rechtsbrauche waren einzelne Männer der Wissenschaft wie ganze Fakultäten und Universitätsenate bereit, der Schande und dem Verbrechen der Großen den Mantel des Rechtes und der Gesezmäßigkeit umzuhängen.

Die Beamten waren natürlich ebenfalls in ihrer Mehrheit denkbar roh, gemein und servil. Und wo sie es noch nicht gründlich genug waren, machte sie der Fürsten Tyrannei dazu. Titel und Stellen waren zu kaufen, oft zu unverhältnismäßig hohen Preisen, selbst die Aussicht auf Stellen von Leuten, die noch lebten, wurde in einzelnen deutschen Staaten verschachert, und um trotz der unverschämten Kaufpreise noch tüchtig zu profitieren, benahm sich die Beamtenerschaft gegen das Volk wie eine über das ganze Land organisierte, privilegierte Räuberbande.

Die tausendfach wechselnden, oft ganz verrückten Verordnungen, welche die Fürsten erließen, erleichterten den Beamten Willkür und Erpressung auf das äußerste.

So tat es u. a. das sinnlose Verbot der Baumwolle, welches Friedrich Wilhelm I. erließ.

Aus Verkaufsläden und Lagerräumen, aus allen Privathäusern und aus dem gesammten Gebrauch im Lande sollte urplötzlich alles, was aus Baumwolle bestand, verschwinden, und so gab es nun die schönste Gelegenheit zu unaufhörlichen Hausfuchungen und Belästigungen aller Art, aber auch zu Durchstechereien, die natürlich immer Geld und wieder Geld kosteten.

Auf das Militär paßte zu jener Zeit so gut wie nur je in der Weltgeschichte das Wort von der vertierten Soldateska. fand sich ja einmal ein besserer Charakterzug, eine edlere Regung bei einem Soldaten, so wurde sie durch die nichtswürdig schlechte Gesellschaft, in der er sich befand und die mit unmenschlicher Grausamkeit geschwungene Zuchttrute der Disziplin rasch genug bis auf die letzte Faser ausgerottet.

Auch unter den Offizieren waren die anständigen Menschen, die nicht ganz stupiden Gamaschentröpfe in der verschwindenden Minderheit; insbesondere grassirte auch jene Gaunerei, die sich in der Vererbung der Regiments-, Bataillons- und Kompagnie-laffen und in unredlicher Begünstigung bestechungslustiger Lieferanten dokumentirte, selbst unter den höheren Offizieren.

Weder an Verstand noch Charakter war bei den niederen Ständen, der Bürgerschaft und dem Bauernvolke, mehr zu entdecken, als bei den höhern Gesellschaftsklassen.

Die Unwissenheit war eine ungeheuerliche; sie wurde nur von der Feigheit und Servilität des Volkes erreicht, die beide gleichfalls kein Maß kannten.

Was das Volk aber bei weitem nicht so tief in den Pfuhl aller möglichen Laster versinken ließ, das war die Not, welche es zu angestrengtester Arbeit zwang, und der Mangel an der Gelegenheit, die sich dem adligen und geistlichen Bärenhäuter in mannigfaltigster Gestalt aufdrängte.

Eine Zeit, in der Rohheit und raffinierteste Sittenlosigkeit, totaler Bildungsmangel und gelehrte Pedanterie um die Herrschaft über die Geister streiten oder vielfach auch friedlich nebeneinander herrschen, kann keine große, geistvolle und von Edelmüthigkeit erfüllte Literatur aufzuweisen haben, sie wird und muß notwendig, soweit sie auf die Bezeichnung Zeitliteratur gegründeten Anspruch hat, den Stempel des Zeitcharakters an der Stirn tragen.

Und so finden wir denn in der That in den lyrischen und epischen Gedichten, den Dramen und Romanen jener Zeit, selbst in den Werken der didaktischen und historischen Prosa besonders ausgeprägt die Eigenschaften der raffinierten Sittenlosigkeit und der gelehrten Pedanterie wieder, welche ich unter den das geistige

Leben im Anfange des 18. Jahrhunderts bezeichnenden Momenten hervorgehoben habe.

Dabei macht sich auch oft genug der Mangel an Wissen und die Rohheit der Anschauungsweise und Lebensführung geltend, doch treten diese beiden Eigenschaften in der Literatur weniger hervor als im Volksleben, weil da, wo sie unumschränkt und allein herrschen, von einem Bedürfnis nach literarischer Beschäftigung oder Unterhaltung keine Rede war, nicht einmal von der Fähigkeit, sich um die Literatur zu kümmern.

Die große Masse des Volkes las nicht, denn sie konnte nicht lesen, und wo im Volke die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens durch den jämmerlichen Schulunterricht notdürftig eingebläut waren, da begnügte man sich mit der Lektüre fremder Historien oder alberner, schauerlicher Volkserzählungen.

Noch im Jahre 1765 konnte der seinerzeit berühmte Aesthetiker Sulzer schreiben: „Solange die Bücher blos in den Händen der Professoren, Studenten und der Journalisten sind, so dünkt es mich kaum der Mühe wert, für das gegenwärtige Geschlecht etwas zu schreiben. Wenn es in Deutschland ein lesendes Publikum gibt, das nicht aus gelehrten Professionsverwandten besteht, so muß ich meine Unerfahrenheit gestehen, daß ich dieses Publikum nicht kennen gelernt habe. Ich sehe nur Studenten, Kandidaten, hier und da einen Professor und zur Seltenheit einen Prediger mit Büchern umgehen. Dies Publikum, von dem diese Leser einen unmerklichen und wirklich ganz unbemerkten Teil ausmachen, weiß garnicht, was Literatur, Philosophie, Moral und was Geschmad ist.“

Der kleine Teil des Volkes nun, der überhaupt an der Literatur irgendwelchen Anteil nahm, lag zu Anfang des Jahrhunderts noch fast ganz in den Banden der zweiten schlesischen Dichterschule, die sich dadurch ausgezeichnet hat, daß sie die Gedankenarmut, Schwulst, die Unnatur, die Lächerlichkeit und den Unsim auf den Gipfel getrieben hat.

Die erschreckende Gedankenleerheit bei abgeschmacktester, an Berrücktheit grenzender Phrasenhascherei, wie sie bei dem vielbewunderten Haupte der Schlesier, dem Breslauer Bürgermeister Hoffmann v. Hoffmannswaldau geherrscht, kennzeichnet nachstehendes Gedicht, betitelt: „Abriß eines falschen Freundes“, das wenigstens nicht, wie die meisten andern Dichtungen der Schule, widerlich roher Lüsterheit Ausdruck gibt:

Was ist doch ingemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel, der vergrößert und fälschlich schöner macht,
Ein Feind, der nicht Strich und nicht Gewicht hält;
Ein Wesen, so aus Zorn und bitter Golle lachet,
Ein Strauchstein, dessen Glanz uns Schand und Schaden bringt;
Ein Glas, an Titulu gut, und doch mit Gift erfüllt,
Ein Dolch, der schreckend ist, und uns zu Herzen dringt.
Ein Heilbrunn (reiner Geist), aus dem Verderben quillet,
Ein goldgestrichter Strang, der uns die Gurgel bricht;
Ein Freund, der ohngefähr das Herze hat verloren,
Ein Honigwurm, der stets mit süßem Stachel sticht;
Ein weißes Henneney, das Drachen hat geböhren,
Ein falscher Krotodil, der weinend uns zerreiht;
Ein recht Sirenen-Weib, das singend uns ertränket,
Ein Saft, der lieblich reucht, und doch die Haut durchleucht;
Ein Mann, der uns umhals, wenn seine Hand uns henket,
Ein Giftbaum voller Bluth, ein Moloch Musikan;
Ein übergoldte Perl, ein Lock-Alt zu den Nöthen,
Ein Apfel von Damasc, ein falscher Diamant;
Ein überzudert Gift, ein Trilicht, uns zu tödten,
Ein Pfeiffer in das Garn, ein Spötter unsrer Fein;
Ein goldner Urteils-Tisch und eine faule Stütze,
Ein Zeug, der bald verschleißt, ein ungegründter Schein,
Dem Teuffel allzuehr, dem Menschen wenig nütze.
Ein mehres läßt mir jetzt die Ungebuld nicht zu;
Mein Leser fleuch den Kram von solchen falschen Waaren,
Was diesen Eier-Keim erpreßt, das meide du:
Ach, hätt' ich, was ich schrieb, nicht selber auch erfahren!

Gegen den hohlen Bombast, die Unnatur, Unvernunft und fittliche Verwilderung der schlesischen Poesie hatten sich allerdings Ausgangs des 17. Jahrhunderts eine Reihe von Schriftstellern erhoben, wie Christian Weise, Canitz, Besser, Neukirch, welche Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache forderten und in An-

lehnung an das Vorbild der Franzosen selbst mit verhältnismäßig gutem Beispiele vorangingen.

Einerseits vermochten sie die Herrschaft der aus Schlesien über Deutschland gekommenen Literaturverderbnis kaum zu erschüttern, viel weniger zu vernichten, andererseits waren ihre schriftstellerischen Leistungen selbst so voller Mängel, daß die Vortheile sehr unerhebliche und zweifelhafte gewesen wären, welche für die Geistesentwicklung des deutschen Volkes aus einer aus ihren Mustern gebildeten Literatur hätten erblühen können.

Ihre Einfachheit ging bis zur Geschmacklosigkeit, ihre Natürlichkeit artete in eine alle Phantasie in Ketten und Banden legende Nüchternheit aus. Dabei waren sie, Weise ausgenommen, an Gedanken nicht reicher, eher noch ärmer als die Schlesier und nicht Nachseiferer der den deutschen Poeten jener Zeit in der That überlegenen Autoren der Franzosen, sondern aller Originalität baare Nachahmer derselben.

Für die poesielose Nüchternheit und Geschmacklosigkeit des bedeutendsten unter den Gegnern der Schlesier, des zittauer Schuldirektor Christian Weise lege folgendes Gedicht „Die erloschene Liebe“ Zeugnis ab:

Wir jungen Leute sind wol narren
Wann uns die Liebe fressen will,
Da hat ein jeder seinen Sparren
Zu wenig oder doch zu viel.
Ich hab's versucht ein halbes Jahr:
Ich weiß, wie mir zu muth war.
Nun muß ich meiner selbst lachen,
Daß wir uns solchen Kummer machen.
Ich lege Lust und Eitelkeit
Zu meines Mädchens Füßen nieder,
Und suche die Gelegenheit
So gar geschwinde wohl nicht wieder.
Ich halte mein triumph-geschrey:
Ich war verliebt; nun bin ich frey.

Gleichzeitig mit dieser Opposition gegen die schlesische Verhöhnung der schönen Literatur regten sich auf den deutschen Universitäten Reformbestrebungen.

Der in Leipzig geborene, von dort aber schließlich durch die Unbuddsamkeit der orthodoxen Geistlichkeit vertriebene Professor Christian Thomasius, seit seiner 1690 erfolgten Flucht aus Leipzig, an der Universität Halle lehrend, dessen ganzes Leben „dem Kampf mit der Barbarei der Schulen, der Geseze und Gerichte gewidmet war“, hatte im Jahre 1687 seinen „Discours, welcher Gestalt man einen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle“ veröffentlicht und darin die für die damalige Zeit unerhörte und bei den Gelehrten heftigste Entrüstung hervorruhende Forderung begründet, die deutsche Sprache solle an Stelle oder zunächst zum mindesten neben der lateinischen zur Sprache der Wissenschaft erhoben werden. Thomasius selbst übertrug die Theorie, daß das überhaupt möglich sei, sofort in die Praxis, indem er akademische Vorlesungen in deutscher

Sprache hielt und schon im Jahre 1688 in deutscher Sprache die erste gelehrte Zeitschrift „die Monatsgespräche“ erscheinen ließ, welche schon in der Vorrede dem Pedantismus, der Heuchelei und den gelehrten Gesellschaften den Krieg erklärte.

Auch der um dieselbe Zeit zu höchstem Ruhm gelangende Philosoph Leibniz hatte für die Möglichkeit und Notwendigkeit, die deutsche Sprache zu entwickeln und den andern Kultursprachen als Schriftsprache ebenbürtig zu machen, in der 1697 erscheinenden, ebenfalls deutsch abgefaßten Schrift „Unvergreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“ sein gewichtiges Wort eingelegt, und der ihm in seiner Berühmtheit der Philosophie nahe kommende Freund Christian Wolff (1679—1754) begann schon um 1710 eine Reihe von wissenschaftlichen Schriften deutsch niederzuschreiben.

Aber wenn schon Leibniz ein für jene Zeit vortreffliches Deutsch schrieb und auch Wolff dasselbe mit großer Klarheit und Gewandtheit handhabte und sie von fremden, ihrer Natur widerstrebenden Beimengungen rein hielt, so zeigt sich doch selbst bei Thomasius, daß die Fertigkeit, gut deutsch zu schreiben, auf nur sehr wenige in der That an den Fingern einer Hand her zuzählenden Autoren beschränkt war, also das Urtheil, daß man in jener Zeit ein höchst mangelhaftes, steifes, geschmackloses, unreines Deutsch schrieb, dessen Verunreinigung mit lateinischen Worten noch durch lateinischen Druck der lateinischen Fremdworte hervorgehoben ward, durchaus zu recht bestehen bleibt. Eine Probe aus dem Discours, in welcher Gestalt man den Franzosen nachahmen solle, wird das verdeutlichen:

Dieses kan ich unangemerkt nicht lassen, daß sie (die Franzosen) aus einem überaus klugen Abscheu nicht allein ihre Werke mehrtheils in französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern von denen Lateinischen, Griechischen, ja auch nach Gelegenheit deutschen Autoren in ihre Muttersprache übersezen, denn dadurch wird die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgeplantz, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kan, und er sich nicht erst um fremde Sprachen zu erlernen sauer werden lassen muß. Absonderlich ist an ihren versionen (Uebersetzungen) zu loben, daß hierzu sich Leute gebrauchen lassen, welche von männiglich für gelehrt und klug passiret werden müssen, auch beyder Sprachen, sowohl der Französischen als der Griechischen und Lateinischen, recht mächtig gewesen; und endlich nicht obenhin, wie die Schüler die argumenta zu machen pflegen, die Autores übersezet, sondern mit gutem Bedacht und scharffem Nachsinnen so gar, daß mancher, der seine version öfters und fleißig übersehen, auch wohl in die zwanzig Jahr damit zugebracht, sich nicht verdrießen lassen, alles zu zerreißen und von vorne anzufangen, wenn ihm eine bessere methode gezeiget worden.

(Fortsetzung folgt.)

Nächlicher Ritt.

Stoekenden Herzschlags hab' ich dein gedacht,
Mein heißes, wilbes Lieb in dieser Nacht! —
Schwül war's, die Erde düstete nach Regen;
Kein Laut umher, als meines Hengst's Geschnaub;
Bis an die Fesseln schritt das Tier im Staub,
Der dicht sich häufte auf den dunklen Wegen.

Kein Stern am Himmel, weit und breit kein Licht!
Mir stand der Schweiß in Perlen im Gesicht,
Und meine Brust, sie atmete bekommen.
So dunkel war's, daß nichts ich unterschied
Und erst ein Wanduhrschlagen mir verriet,
Daß zwischen Häuser wieder ich gekommen.

So bange war's — es rang die Brust nach Luft.
Da schlug es plötzlich mir wie Keldendust,
Wie roter Nelken süßer Duft entgegen.
Ich sog ihn ein — mir schwindelte das Hirn —
Und für Momente muß' ich meine Stirn
Geschlossnen Auges auf die Wähne legen.

Und aus der Wolke, die am Himmel stand,
Gar schwer und düster fiel auf meine Hand
Ein einzelner, ein großer warmer Tropfen.
Als meine Lippe auf die Rechte sank
Und diese Träne stummen Schmerzes trank,
Fühl' ich die Schläfe wie im Fieber klopfen.

Und weiter ritt ich, ohne Ziel, im Traum.
Da schlug's empor am schwarzen Himmelsaum
Sekundenlang in purpurroten Blüten.
In ihrem Scheine weit hin lag das Land —
Mir war, als hebe hastig eine Hand
Den dunklen Flor von eines Herzens Blüten.

Da fiel ein Blitz, ein weißer Funke nur,
Der durch die Wolken, sie zerreißen, fuhr,
Gedankenschnell und scheiterte von oben.
Wie deine Leidenschaft war dieser Blitz,
Blendend und rasch — in Bügel hat und Siz
Der Träumer unwillkürlich sich gehoben.

Durch schwarze Hecken ging es dann im Schritt,
Als mir in's Ohr ein leises Wimmern schnitt,
Das matte Stöhnen einer Todesstunde.
Darauf ein wilder, qualexpreßter Schrei —
Und dann mit einem Male war's vorbei
Und nur die Ulmen rauschten in der Runde.

Schattenriffe aus der Kulissenwelt.

Von Eduard Müller-Gaenger.

1. Jolly, oder ha! welche Lust, Choristin zu sein!

Dinorah ist eine Halsbrecherische Oper. Ein Mechanikus tanzt auf einem Omnibus den Schattentanz und hat Lachstiefeln an. Eine frisch-melkende Ziege aus der Nachbarschaft muß über eine hohe Holzbrücke laufen und Dinorah muß im vorletzten Akt auf einem Balkensplitter dieser Einsturzbrücke jählings in die Tiefe sausen. Aber die Dinorah ist ein Partie, die von der ersten Koloraturfängerin gesungen wird und eine erste Koloraturfängerin ist viel zu gut, um für dergleichen Maschine erste Koloraturfängerin zu werden. Deshalb wird der lebens- und gesundheitsgefährliche Teil ihrer Partie einer Choristin übertragen.

An jeder Bühne gibt es eine nach allen Regeln der Kunst gewachsene Choristin. Ihren hingegossenen Leib erblickt Faust im Zauberspiegel der Hexenküche. Dieselben Reize im Bühlerhemd gehen als Gretchen am Trat in der Oper Margareta in die Soffiten; kurz, die fleischfarbenen Tritots sind das meiststrapazirte Garderobestück dieses Bühnenglieds.

„Liebe Jolly“, bittet der Direktor auf der letzten Probe von Dinorah die Venus von Milo seines Kunsttempels, „liebes Kind, übernehm du die Rolle der Dinorah beim Zusammensturz der Brücke. Die Sängerin hat sich auf der ersten Probe falsch angehalten und deshalb ein wenig an der Brust wehgetan. Du wirst das geschickter machen. Es ist vollständig ungefährlich, mein Wort darauf.“

Was täte Jolly nicht, wenn sie lebenswürdig darum ersucht wird? Sie ist ein berliner Kind „bei's Theater“, gerissen, aber immer nobel. Sie war ihr Lebtag nur Dame vom Chor; wenn sie aber einen Dummen findet, erzählt sie ihm, sie habe sich diesmal ausnahmsweise für Chlor und keine Rollen — wollte sagen, Chor und kleine Rollen — sie spricht sich gern und findet das witzig — engagieren lassen, weil sie zur Oper übergehen will. Sie teilt die Manie der Künstler, mit höheren Wagen als den faktischen zu renommieren, indem sie behauptet, monatlich 120 Mark Gage zu haben. Sie sagt selbst, es sei ihr Unglück, daß sie infolge ihres Auftretens in jedem Puz- und Confectionsgeheimnis unbeschränkten Kredit hat.

Die natürliche Folge ist, daß sie wie eine Solistin gekleidet ist, ja, wegen ihrer distinguirten Erscheinung auf der Straße von Unbekannten begrüßt wird; aber die natürliche Folge ist auch, daß sie mit unbezahlten Rechnungen viel zu kämpfen hat.

Es ist Jolly nicht möglich, eine Wohnung von weniger als zwei Zimmern zu bewohnen, wofür sie allein 20—30 Mark Monatsmiete zahlt. In dieser Wohnung schenkt sie der Wirtin und dem Dienstmädchen unbegrenztes Vertrauen, und Ringe, goldne Uhr, Kolliers und Ohringe liegen Tag und Nacht unverschlossen auf Tisch und Kommode umher. Das Dienstmädchen der Wirtin darf einen zweiten, keineswegs schlechten Mantel von ihr tragen, wenn es Sonntags ausgeht, und wenn es hinter dem Rücken von Madame eine Nacht außer dem Haus durchmachen will, braucht es sich nur an Jolly von wegen des Haus- und Korridorschlüssels zu wenden.

Ich ritt und ritt; der Morgen graute schon,
Und eine Nachtigall in leisem Ton
Hob in den Büschen schmelzend an zu schlagen.
Von süßem Weh und gramumflorter Luft
Sang wunderbar des kleinen Vogels Brust
Und feuchten Auges lauscht' ich seinem Klagen.

Und immer näher kam der weiche Schall;
Ich spähte forschend über niedern Wall
Und — nicht den heißen Tränen wehrt' ich länger.
Auf einem Grabe ohne Kreuz und Stein,
Wußt und vergessen, sang von Liebespein
Im wilden Fliederstrauch der kleine Sänger!

So mahnte alles, bis die Nacht entwich,
Stumm und beredsam, armes Lieb, an dich,
Und an das Loos, das ich erkoren habe —
Süß wie in dunkler Nacht der Nektar Duft,
Bang', wie ein Schrei, verwehend in der Luft,
Ein Vogellied auf wild verwachsenem Grabe!

Rudolf Lavant.

Jolly ist von Natur gefellig und die tabakgeschwängerte Lust der Kneipe ist ihr von Zeit zu Zeit dringendes Bedürfnis. Sie beherrscht das Gespräch. Wenn es ihr heiß wird und sie die Wirkung des Alkohols spürt, hat sie die eigentümliche Gewohnheit, sämtlichen Goldschmuck abzulegen und ihn einem nüchternen Freund anzuvertrauen.

Jolly ist aber auch das gutherzigste, freigebigste Mädchen von der Welt. Sie hat im stillen schon manche Träne der Not beim Theater getrocknet, wofür ihr nie Dank geworden ist. Ueberhaupt verfolgt sie der Neid ihrer Kolleginnen überall. Sie könnte mitunter größeren Toilettenaufwand machen, unterläßt es aber, um Frieden zu haben.

Sie spricht wie sie denkt, geradezu wie eine gute Berlinerin, und ohne Falch. Vielen drückt sie sich nicht gewählt genug aus. Daran liegt ihr „verflucht wenig.“

Wenn Jolly einen rechten guten Freund findet, zeigt sie ihm ihr Poesie-Album. Sie hat ihre Gedichte gemacht, wie jedes junge schwärmerische Mädchen, das eine kleine poetische Ader hat. Sie möchte gerne wieder welche machen, aber beim Theater wills nicht gehen. Sie kann an der Brust des treuen Freundes eine Stunde lang darüber weinen, daß sie von niemand auf dieser Welt verstanden wird. —

Nun wieder zur Dinorah.

Also meine Jolly faust abends bei der Vorstellung mit dem Balkensplitter in die Tiefe.

Die Maschinen des Herrn A. versagen nie. Großartig! Das Publikum rast über den gelungenen Effekt. Der Herr Maschinenmeister muß an die Rampe und sich für den Beifall bedanken.

Indessen liegt die arme Jolly unten, hinter Felstüden, hat den Fuß gebrochen, und kein Theaterarbeiter ist zur Stelle, um den schweren Balken vom Fuß abzuheben. Sie muß erst ein paar Schmerzensruße ausstoßen, damit man ihr zu Hilfe kommt.

Welche Aufregung hinter den Kulissen! Nun muß man den Direktor umherlaufen sehen! Seine moralische Entrüstung über die unverantwortliche Fahrlässigkeit scheint wichtiger als der Schmerz, den Jolly verbeißt. Jolly muß vier Wochen zu Bett liegen, ehe sie mit dem gebrochenen Fuß auftreten darf.

Wie viel Lebenswürdigkeit entfallen nun die Kollegen und Kolleginnen! Einige machen Besuch und andere erkundigen sich beiläufig bei diesen nach dem Befinden.

Eines Tages kommt sogar der Direktor selbst, klopft Jolly die Baden, macht ein paar Scherzchen und versichert mit direktorialer Gewißheit, daß alles noch gut wird. — Welche Ehre: der Herr Direktor selbst war da!

Auch die Koloraturfängerin macht ihren Besuch, mit extra verweinten Augen und bringt süße Sachen, Eingemachtes u. s. w. mit. Jolly ist so etwas ganz gern, aber diesmal hat sie eine gewisse Wut und kann nichts anrühren. —

Aber die Kurkosten werden ihr doch bezahlt? Selbstredend. Der Theaterarzt ist für jedes Mitglied frei. —

Die Hauptsache für Jolly ist, daß sie in sechs Wochen wieder Dienst tun und in acht Wochen wieder flott tanzen kann. —

Vom Krankenbett hat sie eine starke Heiserkeit mitgenommen. Die vielen Eisumschläge; — eine Erkältung; — sehr wahrscheinlich.

Eine Solistin wird sich hüten und singen, wenn sie heiser ist; sie darf Vorstellungen abfragen und das Repertoire empfindlich stören. Eine arme Choristin muß immer schreien, „dafür wird sie bezahlt“; andernfalls wird sie einfach sofort entlassen.

„Weinen Sie doch nicht, Fräulein Jolly“, sagt eine mitleidige Seele im Probezimmer. „Es wird schon besser werden.“ Jolly hält das Notenblatt dicht ans Gesicht und weint bittere Tränen, weil sie keinen Ton mehr herausbringt.

Bei der nächsten Gagezahlung nimmt der Direktor Gelegenheit, Jolly zu sagen:

„Mein Fräulein, Sie haben ja eine schöne Figur, haben auch Garderobe, sehn immer sehr nett und sauber aus; ich würde Sie ab und zu in kleinen Partien hinausstellen, aber ich kann Sie beim besten Willen nicht drei Worte sprechen lassen.“ Jolly muß weinen, wenn sie sich auch gleich selbst ohrfeigen möchte.

„Freilich“, fährt der Direktor fort, „wird die Heiserkeit nicht besser, wenn Sie nichts in der rauchigen Kneipe sitzen.“

„Ach Jotte doch, Herr Direktor, das bischen, was ich kneipe —“

„Na, schon gut, schon gut. Ich warne Sie.“

Dieser Vorwurf wurmt Jolly tief. Ein befreundeter Bierplantischer hatte ihr als das beste Mittel gegen Heiserkeit geraten, sich dieselbe wegzutrinken, und sie hatte allerdings einige verzweifelte Versuche in dieser Richtung, aber ganz ohne Erfolg gemacht.

Nun soll das wieder schuld sein an der Heiserkeit!

Wie ein Schredgespenst steigt der Paragraph ihres Kontrakts vor ihr auf: Bei chronischen Krankheiten die zur Ausübung des Berufs untauglich machen, steht der Direktion das Recht der Entlassung zu.

Der Direktor wird doch nicht? Jolly denkt viel zu harmlos und obenhin, um die Heiserkeit mit dem Fußbruch in Zusammenhang zu bringen und aus der Schädigung ihrer Gesundheit und damit ihres Erwerbs im Dienst ihrerseits einen Rechtsanspruch an die Direktion abzuleiten.

Also auch das Begutachten hilft nichts? Was denn? Ein Theaterarzt ist billig, aber kann auch nicht immer helfen.

Deshalb feiert Jolly doch die Feste, wie sie fallen, und da gerade eine ihrer Kolleginnen Hochzeit hat, ist Jolly oben auf, d. h. sie möchte, aber — „na, laßt mich bloß erst wieder reden können!“

Die Gesellschaft lacht und Jolly — „laßt sie bloß erst wieder reden können u. s. w.“

Ein Liedervortrag am Klavier folgt dem andern.

Wie sie die Töne herauschmettern, die Glücklichen, aus voller Brust. Gerade so schmettete Jolly, als sie noch — reden konnte.

Alle umringen das Klavier. Jolly sitzt in einer Ecke. Vor ihr auf dem Tisch steht eine Liqueurflasche, ein Hochzeitsgeschenk. Wie die Töne ihr ins Herz schneiden — o weh, o weh — dafür ist ein Glas Liqueur gut. Noch eins, und noch eins. Es kredenzt sich selbst am besten. Kein Mensch kümmert sich um sie, die wohl ehemals die Tollste, die Ausgelassenste bei solchen Gelegenheiten war. Da ha ha, einmal hatte sich ihr Nachbar Warte in die Ohren gestopft: ja, ja der Liqueur — die Stimme, wollte ich sagen, ist eine Gabe der Natur.

Auf einmal beliebt es jemand, zu fragen: „Wo ist denn die Jolly?“ Jolly ist nicht da. Man sucht sie überall. Sie ist mitsamt Mantel, Muff und Pelzlappe verschwunden.

Da unten — weit da unten — könnt ihr das arme, tolle Ding durch die nächtlichen Straßen taumeln sehen, herüber, hinüber und wieder herüber. Pelzmütze und Halstuch hat sie abgerissen und bietet den schweren wüsten Kopf und den kranken Hals der schneidend kalten Nachtluft.

„Ist da nicht noch Licht im Kafe? Ach, nur noch ein frisches Glas. Die Kehle ist zu trocken!“

Einer fidele Gesellschaft junger Leute, unter denen sie einen und den andern kennt, kommt das saubere Dämchen gerade gelegen. Bald sitzt sie in ihrer Mitte; „mit dem Reden geht's doch nicht“ — aber mit dem Küssen geht's noch!

Wie ist sie eigentlich in jener Nacht nach Hause gekommen? „Allergerechter“, ruft sie am andern Morgen stochheiser, „jetz bringe ich keine Silbe mehr heraus!“

In diesem Engagement wird sie noch so geduldet. Der Direktor kann sich gegen den Ehrenmann in einer Person nicht wehren und bringt das Opfer, ihr die Gage zu zahlen, obwohl sie nur noch für „ihöne Leiber“ und „Gruppen“ zu verwenden ist.

Im nächsten Engagement scheidt sie der Chordirigent als gänzlich unbrauchbar von der ersten Klavierprobe.

Das passiert ihr zwei, drei, vielmals, immer!

Der Schmutz, der Zeuge einstiger Herrlichkeit wandert ins Pfandhaus, die Scheine verfallen — und Jolly bleibt heiser.

Was nun? Was weiter?

Was weiter — als Untergang in Nacht und Graus, in Hospital oder Gefängnis.

Arme Jolly! „Wenn du bloß reden könntest, würde dich die Welt besser und — milder beurteilen! —“

Das „Rauben“ in den ober-schlesischen Kohlenbergwerken. (Illustration s. S. 553.) Beruhige dich, geschätzte Leserin! Es sind keine Genossen Rinaldo Rinaldini's, Schinderhannes', oder Karl Moor's, welche dir unser Bild vorführt. Das „Rauben“ bedeutet in der Bergmannsprache nicht einen gewaltsamen Eingriff in das Eigentum anderer, sondern ein ganz harmloses, aber überaus schwieriges und gefährvolles Geschäft, nämlich das Zusammenwerfen der abgebauten Räume unter Wiedergewinnung der eingebauten Hölzer. Es geschieht fast stets in der Nacht, oder in der Zeit, in welcher die Kohlenförderung (Förderung heißt die Bergarbeit, durch welche die gewonnenen Fossilien von einem Ort zum andern geschafft werden) ruht, weil da große Stille herrscht, was eine durchaus erforderliche Bedingung zum Gelingen des „Raubens“ ist. Denn nach jedem Schlage, den der Häuer mit der Art oder dem Großhäufel gegen eines der Hölzer (Stempel) führt, um dasselbe herauszuschlagen, muß einen Augenblick innegehalten werden, um das Geräusch beobachten zu können, das im Dachgebirge sich bemerkbar macht; denn aus der Art und Weise dieses Geräusches vermögen die Arbeiter genau zu unterscheiden, ob nur der Schieferton bricht, oder das völlige Zusammenbrechen bevorsteht. Das erstere kündigt sich durch ein Knistern, das letztere durch ein dumpfes Krachen an und in diesem Falle ist für die Arbeiter die größte Eile nötig, um sich in Sicherheit zu bringen. Trotz der großen Gefährlichkeit der Arbeit weist inbeffen die Unfallstatistik erfreulicherweise verhältnismäßig wenige beim „Rauben“ vorgekommene Unglücksfälle auf, dank der großen Aufmerksamkeit und vortrefflichen Uebung der Bergleute. St.

Maori-König Tawhiao. (Illustration s. S. 555.) Er ist gestreift wie ein Panther und gefleckt wie ein Tiger und sein physischer Habitus rechtfertigt vielleicht diesen Vergleich. Die Maori („Eingeborene“), wie man jetzt die Urbevölkerung von Neuseeland nennt, gehören zu den edelsten, physisch wie geistig bevorzugten Rassen des polynesischen Volksstammes. Sie zeichnen sich durch Kriegslust und Streitbarkeit, womit freilich List und arge Grausamkeit verbunden sind, durch Stolz und Selbstgefühl, Leidenschaftlichkeit und unverkennbare Bildsamkeit vor den übrigen Polynesiern sehr vorteilhaft aus. Die Maori standen früher unter vielen kleinen Häuptlingen, waren aber ohne jedwede staatliche Ordnung und in fortwährende Kämpfe unter sich verwickelt. Bei der langen und engen Verbindung mit den Europäern haben sie von diesen viele Anschauungen und Bräuche angenommen. Besonders ist mit dem Jahre 1814 ein Umschwung eingetreten, indem es englischen und französischen Missionären gelang, das Christentum unter ihnen zu verbreiten und der Antropophagie wie den inneren Kriegen im wesentlichen ein Ende zu machen. Nach der Besitznahme durch England 1840, in welchem Jahre Neuseeland durch einen mit den Eingeborenen geschlossenen Vertrag zu einer selbstständigen Kolonie der britischen Krone erklärt wurde, liehen sich Gesellschaften von englischen Auswanderern an verschiedenen Teilen der Küsten nieder und hieraus ging die jetzige politische Gestaltung der englischen Kolonie hervor, die den Charakter eines Bundesstaates hat. 1857 empörten sich die drei mächtigsten Stämme der Maori gegen die englische Herrschaft und wählten einen Häuptling zum König. Es kam zu blutigen Zusammenstößen und schließlich zu einem förmlichen Krieg. Doch gelang es den Engländern, sich im Besitze zu behaupten, verjüngliche Wilde beschwichtigte die Erbitterung der Besiegten und 1866 war die Ruhe wieder hergestellt. St.

Briefkasten der Expedition.

Von verschiedenen Seiten sind uns Beschwerden über unregelmäßige Lieferung der „Neuen Welt“ zugegangen. Wir teilen hierdurch unsern geehrten Abonnenten mit, daß die „Neue Welt“ regelmäßig Sonnabends zur Versendung gelangt. Die Schuld einer verspäteten Lieferung kann uns also nicht treffen. Bei Postabonnements wolle man sich mit der Reklamation direkt an die betreffende Postanstalt, bei welcher das Blatt bestellt ist, wenden.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Die pariser Salons und die Encyclopädisten. Von C. Fehleisen. (Fortf.) — Die Satire der Alten. Von Dr. Richard Ernst. — Gottsched, Göthe, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. (Fortf.) — Nächtlicher Ritt. — Schattenrisse aus der Kulissenwelt. Von Eduard Müller-Gauger. — Das „Rauben“ in den ober-schlesischen Kohlenbergwerken. (Mit Illustration.) — Maori-König Tawhiao. (Mit Illustration.) — Briefkasten der Expedition.